

Suhrkamp

Marguerite
Duras
Die
Schamlosen

Roman

suhrkamp taschenbuch 3310

Jacques, der älteste Sohn der Grant-Tanerans, ist ein Spieler und Müßiggänger und ständig in Geldnöten. Mit seinen unheilvollen Machenschaften beherrscht er die ganze Familie: Seine Mutter kann ihrem Liebling nichts abschlagen, der Vater mischt sich längst nicht mehr ein, Henri, der Jüngere, eifert ihm nach. Nur Maud versucht sich dem Diktat des großen Bruders zu entziehen. Um der Familie aus ihrer finanziellen Misere zu helfen, soll sie den vermögenden Bauernsohn Pecresse heiraten. Doch anstatt die Rolle zu spielen, die man ihr zugedacht hat, wagt Maud einen Ausbruchsversuch - an der Seite eines andern, von dem sie sich ihr Glück erhofft.

Mit *Die Schamlosen* gelang der damals 29jährigen Marguerite Duras ein leidenschaftlicher erster Roman über die Tyrannei von Liebe und Haß, Schuldgefühl und Manipulation, Abhängigkeit und Selbstbetrug – kurz; über die subtilen seelischen Grausamkeiten, wie sie nur im Schoß der Familie möglich sind.

Marguerite Duras, die 1914 in Giadinh/Indochina geboren wurde und bis zu ihrem Tod 1996 in Frankreich lebte, wurde durch ihre Romane als auch ihre Dramen, Hörspiele und Filme in Deutschland bekannt.

Marguerite Duras
Die Schamlosen

Roman

Aus dem Französischen
von Andrea Spingler

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien erstmals 1943
unter dem Titel *Les impudents* bei Éditions Plons.

2. Auflage 2024

Erste Auflage 2001
suhrkamp taschenbuch 3310
© 2001, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-39810-4

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Die Schamlosen

*Meinem Bruder
Jacques D.,
den ich nicht gekannt habe.*

Maud öffnete das Fenster, und die Geräusche des Tals erfüllten das Zimmer. Die Sonne ging unter. Sie ließ dicke Wolken zurück, die sich zusammenballten und wie geblendet in einen Abgrund von Helligkeit stürzten. Der siebte Stock, in dem sie wohnten, schien in schwindelnder Höhe zu liegen. Von da blickte man auf eine tönende und tiefe Landschaft, die sich bis zum dunklen Streifen der Hügel von Sèvres hinzog. Zwischen diesem fernen, mit Fabriken und Vorstädten verstellten Horizont und der auf den freien Himmel geöffneten Wohnung wirkte die von einem feinen Nebel erfüllte Luft, blaugrün und dicht, wie Wasser.

Maud blieb einen Augenblick am Fenster, die Arme aufs Geländer gestützt, den Kopf vorgebeugt, in einer Haltung, ähnlich der eines müßigen Kindes. Ihr Gesicht war blaß und gequält vor Langeweile.

Als sie sich wieder dem Zimmer zuwandte und das Fenster schloß, hörte der Lärm des Tals plötzlich auf, als hätte sie das Wehr eines Flusses geschlossen.

Am Ende des Eßzimmers befand sich das Büfett. Es war ein Henri-deux-Möbel, sehr gewöhnlich, das bei den Grants aber auf die Dauer die Rolle einer stummen Person übernommen hatte. Es war der Familie gefolgt, und von den angeschlagenen Tellern, die es enthielt, aßen sie seit über zwanzig Jahren ihr Essen. Die Unordnung, die darin herrschte, und sein Stil zeugten von der merkwürdigen Abwesenheit des mindesten Geschmacks bei ihnen. Wenn man dieses Büfett sah, begriff man, daß die Grants niemals Möbel aussuchten oder kauften und daß sie sich mit den mehr oder weniger schönen, mehr oder weniger aufgezungenen begnügten, die der Zufall der Erbschaften ihnen beschert hatte.

So war es dieses Henri-deux-Büfett, um das sie sich an den Abenden der Ankunft, am Ende ihrer Reisen, wieder versammelten. Und diese Abende waren immer die schmerzlichsten, weil sie merkten, daß sie sich noch nicht voneinander getrennt hatten und daß ihre alte Anrichte sie immer anschaute wie das Bild ihrer Hoffnungslosigkeit.

An diesem Abend wartete auf dem Möbel der Brief der Tavarès Bank für Jacques Grant darauf, daß man ihn gnädigst öffnete. Der Brief kam oft ungelesen. Es war ein schlechter Tag, denn Jacques hatte Muriel, seine Frau, verloren. Sie war an diesem Tag an den Folgen eines Auto-unfalls gestorben. Jacques weinte in seinem Zimmer, von den Seinen verlassen: Sie hatten Muriel kaum gekannt, und jeder hatte außer persönlichen Gründen, ihm nicht beizustehen, einen allen Grants gemeinsamen Grund, gleichsam ein verächtliches Mißtrauen gegenüber dieser Äußerung seines Schmerzes. Daher ging Maud nicht zu Jacques, nicht einmal unter dem Vorwand des Tavarès-Briefes. Ihr schien übrigens, daß dieser nicht so unpassend kam; er spitzte das Verhängnis dieses tragischen und flauen Tages noch zu.

Im Eßzimmer lagen unordentlich Sachen herum, über die Stühle geworfen, der Überzieher ihres Bruders, sein Schal, sein Hut. Diese Dinge von sehr schöner Qualität überraschten Maud immer, weil sie sich von ihren eigenen Sachen unterschieden.

Durch die Eßzimmertür, durch den engen schwarzen, nackten Flur drang Jacques' Schluchzen. Maud lauschte, die hohe Gestalt ans Fenster gelehnt, das Gesicht aufmerksam erhoben. Sie war schön so, und die Schönheit entsprang den wilden Schatten in ihrem Gesicht. Die grauen Augen wirkten dunkel unter ihrer blassen und zu großen Stirn. Ihr über vorstehende Wangenknochen gespanntes Gesicht war regungslos vor Aufmerksamkeit.

Maud spürte nichts als ihr Herz, das heftig schlug. Ein schwer zu überwindender Ekel grollte in ihr, doch wie die

solide Uferböschung eines Wildbaches hielt ihr Körper ihn in Schranken. Sie lauschte dem Schluchzen ihres Bruders, dieses großen Bruders, der vierzig Jahre alt war, zwanzig Jahre älter als sie, und schluchzte wie ein Kind. Er hatte Muriel vor kaum einem Jahr geheiratet, und diese Heirat stellte das wichtigste Ereignis seines Lebens dar, denn er hatte nie etwas getan. Seit er volljährig war, also seit fast zwanzig Jahren, hatte er sich damit begnügt, so behauptete er, die Seinen zu ertragen.

Madame Grant-Taneran nahm es gelassen hin, daß er ein müßiges und gefährliches Leben führte, dagegen hatte sie ihm nie verziehen, daß er eine Frau aus den Kreisen geheiratet hatte, in denen er sich bewegte. Sonst wurden Streitigkeiten zwischen ihnen schnell beigelegt, und Madame Taneran beruhigte sich jedesmal wie durch ein Wunder, wenn sie bei ihrem Sohn einen wachsenden Unwillen bemerkte, der von ihrem Einfluß auf ihn zeugte, heute jedoch war dem nicht so.

Maud ahnte, daß ihre Mutter da war, allein, am Ende der Wohnung, in die Küche geflüchtet, wo sie sich verschanzte. Kein Geräusch kam von dort, doch Maud wußte, daß das Schluchzen diese scheinbare Stille um Madame Taneran zerriß. Seit drei Uhr nachmittags dauerte diese Qual (es war acht Uhr abends), und die Verheerungen mußten groß sein.

*

Es läutete. Das junge Mädchen ging öffnen. Ihr Halbbruder zeigte kaum seinen brünetten, kantigen Kopf, der von kindlicher Beweglichkeit war: ein echter Taneran-Kopf.

An Maudes leiser Stimme, an der ungewohnten Ruhe, die bei ihnen herrschte, erkannte er, was los war.

»Ist es soweit? Laß sie und komm mit mir. Hauen wir ab.«
Maud weigerte sich. Sie machte eine kleine Lampe neben sich an und wartete.

Wenig später quietschte ein Schlüssel, und Monsieur Taneran trat aus dem Schatten des Flurs. Er hatte einen kurzen, etwas rötlichen Schnurrbart und müde Augen in einem von scharfen Falten wie Narben zerfurchten Gesicht. Er war mager und ein wenig gebeugt.

Taneran hatte einst eine ehrenhafte Karriere als Lehrer für Naturwissenschaften am Gymnasium von Auch gemacht. Als die Stunde seiner Pensionierung gekommen war, hatte er Madame Grant geheiratet, die in der gleichen Stadt wohnte; ihr erster Mann hatte dort das Amt eines Steuernehmers ausgeübt.

Taneran kam vom Unterrichtsministerium zurück, wo er sich mit über sechzig Jahren gezwungen gesehen hatte, wieder seinen Dienst aufzunehmen, um die hohen Unkosten zu bestreiten, die seit seiner Heirat sein persönliches Vermögen vollkommen aufgezehrt hatten.

Eigentlich fand sich seine Umgebung leicht mit seinem Opfer ab. Dazu muß gesagt werden, daß Taneran, seit er arbeitete, ein wenig der Tyrannei der Seinen entkam und froh darüber war. Tatsächlich hatte er sich nie an die unvermeidlichen Zwänge, die das Familienleben mit sich bringt, gewöhnt, und andererseits lebte er in der ständigen Furcht vor seinem Stiefsohn Jacques Grant. Er hatte nicht gezögert, Madame Taneran zu heiraten, obwohl sie schon zwei Kinder hatte, denn er war davon ausgegangen, daß der Älteste sich in absehbarer Zeit selbständig machen würde.

Er selbst hatte einen Sohn, Henri, und er brachte ihm insgeheim große Zärtlichkeit entgegen, mußte allerdings schon sehr bald einsehen, daß sie keineswegs erwidert wurde.

So lebte Taneran scheinbar in großer Einsamkeit.

Als er in die Wohnung kam, merkte auch er, daß etwas Ungewöhnliches vor sich ging, und wandte sich an seine Stieftochter in der Hoffnung, sie würde ihm aus der Verlegenheit helfen.

»Wenn Sie wollen, trage ich Ihnen sofort auf«, begnügte sich Maud zu sagen.

Im selben Augenblick rief Madame Taneran mit schwacher, heiserer Stimme:

»Maud, serviere deinem Vater das Abendessen, es ist fertig.« Das junge Mädchen beeilte sich, ein Wachstuch auszubreiten, legte ein Gedeck auf und ging in die Küche.

Ihre Mutter hatte inzwischen die Lampe angemacht und las die Zeitung. Ohne den Kopf zu heben, wiederholte sie dumpf:

»Alles ist fertig, iß mit deinem Vater, und wenn dein Bruder kommt, dann serviere ihm auch.«

Maud verriet nicht, daß ihr Bruder in der Nacht bestimmt nicht heimkommen würde.

Das Essen dauerte nicht lange. Taneran beehrte nichts anderes, als sich zurückzuziehen. Dennoch befragte er sie leise.

»Sie ist tot, nicht wahr?«

Maud nickte, und er fügte hinzu:

»Du weißt, daß ich ihm im Grunde nichts Böses will. Es ist sehr bedauerlich.«

Er kaute seine Nahrung, und in der Stille der Wohnung war das ein ungewohntes, irritierendes Geräusch. Bevor er hinausging, drehte er sich um:

»Ich möchte deine Mutter nicht stören, wünsche ihr in meinem Namen einen guten Abend.«

Sein Zimmer grenzte ans Eßzimmer. Maud konnte ihn lange auf und ab gehen hören. Der blanke Boden knackte und quietschte leise unter seinen Schritten.

Maud war gelassen. Das Drama gährte schon zu lange, seitdem Jacques und seiner Frau das Geld ausgegangen war. Sie erinnerte sich nicht, Jacques anders als in Bedrängnis gesehen zu haben, außer in den ersten Monaten seiner Ehe.

Immer brauchte er Geld. Das war bei weitem das Wichtigste in seinem Leben. Er befand sich im Mittelpunkt eines Wirbels, eines Strudels von Geld.

Wenn er welches hatte, wurde er ein anderer Mensch. Er besaß einen so scharfen Sinn für die Nichtigkeit des Geldes, daß er es gedankenlos verschwendete, zum Fenster hinauswarf, in ein paar Tagen verpraßte, was einen Monat reichen konnte. Er stattete sich neu aus, lud alle seine Freunde ein, und in dem großartigen Hochmut, den sein vorläufiger Reichtum ihm erlaubte, erschien er eine ganze Woche nicht mehr bei seiner Familie, die das Geld auf so schändliche, so schäbige Weise zusammenhielt, wie andere ihre Kräfte schonen oder mit ihren Freuden haushalten, wie ein untertäniger Diener seine Herrschaft schont.

Hatte er nur noch ein paar Scheine und einige Münzen in seiner Hosentasche, überschlug er bitter die bescheidenen Möglichkeiten. Dann machte er sich auf die Suche, probierte, die »Karre« eines Freundes an den Mann zu bringen, und wenn das nicht gelang, spielte er und war im Handumdrehen pleite. Schließlich verließ er sich erschöpft und wild entschlossen auf eine der Nebenfiguren der Gruppe, die seit Jahren denselben Fährten folgte wie er und die Tricks kannte. (Vielleicht waren das die einzigen Leute, die eine gewisse Sympathie für ihn hegten, während er sie haßte, weil sie ihn in den peinlichsten Augenblicken seines Lebens gesehen hatten.)

Das Geld seiner Frau war ebenso schnell zusammengesmolzen wie die durch ungewisse Operationen erzielten Gewinne. Mehrere Monate lang hatte das Paar ein Leben führen können, das man belanglos nennt, weil es keinen Sinn hat, das in Wirklichkeit aber sehr mühsam ist: ein untätiges, vollkommen egoistisches Leben, auch wenn es nach Großzügigkeit aussieht, und das aus einer ununterbrochenen Folge von Vergnügungen und Ruhepausen, aus einem unablässigen Vertreiben der Langeweile besteht.

Muriel hatte Jacques ihr Vermögen anvertraut und nie gewußt, wie er es verwandte. Sie »haßte es zu rechnen, sie, die ihr Geld nie zählte«. Er hatte sich abgerackert, um die Kosten zu decken, die er sich persönlich gestattet hatte.

Bald hatte er angefangen zu betteln. Das Wenige, was man ihm geben konnte, war in letzter Zeit recht beachtlich geworden.

»Ich weiß, daß du mir nicht viel vorstrecken kannst, aber tu, was du vermagst. Hundert Francs genügen mir. Ich muß mich über Wasser halten.«

»Ich dachte, deine Frau wäre reich«, entgegnete seine Mutter. »Findest du nicht, daß ich genug Belastungen habe?«

Er erwiderte nichts, um seiner Sache nicht zu schaden, denn er ahnte, daß seine Schwierigkeiten noch zunehmen würden. Und Madame Taneran hatte tatsächlich gerade dann immer weniger Geld springen lassen, als die Bedürfnisse ihres Sohnes mehr und mehr angewachsen waren. Diese durch Schwüre und flehende Bitten erlangten Scheine erlaubten Muriel gerade nur das Nötigste: Strümpfe zu kaufen (»sie hat nichts mehr anzuziehen«), die Miete zu bezahlen oder ein Schmuckstück, das »von ihrer Familie« stammt, auszulösen. Schließlich hatte er gar kein Argument mehr vorgebracht, um seine Bitten zu rechtfertigen. Man mußte ja essen. Und er formulierte auch das noch auf hübsche Art. »Sie kocht, die Arme, und zwar sehr gut! Wenn du davon kosten könntest. Wenn wir bei Kasse sind, kommst du dann einmal, Mama?«

»Und ich, koche ich vielleicht nicht? Hast du mein Essen nicht gemocht? Sag es nur ...«

Sie verabscheute ihn, denn in der Liebe gibt es Niederungen voller Haß. Letztlich war sie nicht unzufrieden mit seinem Mißgeschick.

Bald hatte er große pathetische Szenen gemacht. Wie ein Kranker lag er da und wartete, daß man ihn fragte, was er habe.

»Nichts, ich habe nichts, aber ich werde nicht ohne etwas nach Hause gehen heute abend. Sie wird auf mich warten, aber ich ziehe es vor, sie nicht mehr zu sehen, zu verschwinden.«

Seine seit mehreren Monaten vernachlässigte Gruppe hatte ihm gefehlt.

Da suchten sein Bruder, seine Schwester, sein Stiefvater, einer höchsten Solidarität gehorchend, in ihren Taschen, und alle kratzten etwas zusammen, Maud, Henri, selbst Taneran. Mit fieberhafter Freude händigte man ihm heimlich 20, 30, 50 Francs aus. Ihm gefiel es indessen, sie zu ärgern.

»Hat Mama mitgespielt?«

»Nein, sie will nichts mehr hören.«

Auf diese Weise hatte Madame Taneran ebenso unerschütterlich wie geschickt ihre Sache betrieben und das Schicksal ihres Sohnes gelenkt. Bald seines Heims überdrüssig, war er immer öfter zum Essen nach Hause gekommen. Sie gab ihm nie zu viel Geld auf einmal, damit er nicht das Gefühl hatte, sie tanze nach seiner Pfeife, aber doch immer genug, daß er sich über Wasser halten konnte und daß er wiederkam.

Plötzlich war er jedoch für vierzehn Tage verschwunden. Man hatte angenommen, daß er erfolgreich irgendein Geschäft getätigt habe.

Und kurz darauf hatte die Zeit der Briefe mit dem Kopf der Tavarès Bank angefangen. Sie kamen regelmäßig alle vier Wochen. Diese Briefe, die Jacques zu Beginn, als er noch Geld hatte, gleichgültig ließen, stürzten ihn bald in schreckliche Verwirrung.

Wer nicht darunter gelitten hat, sich seinen Gläubigern ausgeliefert zu fühlen, kann den tödlichen Widerwillen nicht verstehen, den ihm diese gierigen Leute einflößten. Die ganze Familie litt mit Jacques, wenn sie die Briefe der Tavarès Bank kommen sah. Er, der seine Post gewöhnlich bei seiner Frau empfing, ließ sich jene zu seiner Mutter schicken.

»Sieh mal, auf dem Büfett liegt ein Brief für dich, ich glaube, er ist von der Tavarès Bank.«

Er steckte ihn in die Tasche, zerknüllte ihn, und man hätte glauben können, daß er dieses Stück Papier eine Stunde lang buchstäblich verdaute. Er versank in angeekelten Grübeleien, und man ahnte, daß die Person Tavarès darin wie eine Schießbudenfigur aussah.

Dann holte Jacques seine Briefe eine Zeitlang nicht mehr ab und glaubte sie so aus der Welt zu schaffen. Doch rasch war er so mittellos, daß er sich bequemen mußte, wieder zu erscheinen. Seine Mutter hatte ihn sich sogleich vorgenommen.

»Willst du mir nicht sagen, was du gemacht hast, Jacques? Beim Tod deines Vaters war ich gezwungen, Geld zu borgen, und ich weiß, welche Überwindung es kostet.«

Das einzige, was er zur Antwort zu geben geruhte, war:

»Schulden, kleine Raten, die aber oft fällig werden; in meiner Situation hätte ich nie eine große Summe auf einmal zahlen können.«

»Warum diese Heimlichtuerei, warum sagst du es nicht deiner Frau?«

Madame Taneran hätte gewünscht, daß ihre Schwiegertochter auch einmal die Pein empfände, verschuldet zu sein. Doch Jacques hatte seine Frau aus allen Geldfragen herausgehalten, aus gutem Grund. So hatte er auch nie gewollt, daß sie seine Familie kennenlernte, weil die ihn anwiderte. Sie war gestorben, ohne ein einziges Mal da gewesen zu sein.

Zweifellos hatte Jacques sie mehr geliebt als die anderen, auch auf beständigere, ehrlichere Weise. Muriel hatte sich in Jacques' Augen lange den symbolischen Reiz bewahrt, den sie am Anfang ihrer Beziehung besaß.

Das Drama brach an diesem Abend aus, jäh und unverhofft. Es würde gewiß eine unentwirrbar gewordene Verwicklung lockern und ihre Auflösung ungemein erleichtern. Im